

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 12 (1907-1908)
Heft: 5

Artikel: Auf den Spuren grosser Männer : [Teil 2]
Autor: E. G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es gibt aber noch einen andern Weg. Ich finde es das Richtigste, wenn der Turnunterricht dem Gesangunterricht zu Hilfe kommt. Rhythmische Gymnastik wird an Stelle der Freiübungen treten, daneben werden im Turnen Gerätübungen gemacht, und der Gesangunterricht besorgt das Gesangliche. Ich mache mir aber gar keine Illusionen, dass die Turnlehrer alle das über sich ergehen lassen werden. Im Gegenteil, ich höre viele Turnlehrer wettern: „Das fällt mir noch gerade ein, dass ich dem Gesanglehrer die halbe Arbeit abnähme.“ Darauf kann ich nur antworten: „Prüfet doch wenigstens die rhythmische Gymnastik noch selber auf ihren turnerischen Wert und überzeugt euch auch von dem allgemeinen erzieherischen Werte dieses Turnens, und dann erst äussert eure Ansichten.“

Jetzt aber werden sich Stimmen erheben: „Ja, wo denn alle die ausgebildeten Lehrkräfte hernehmen?“ Ich denke mir die Sache so: Wir führen die Methode Jaques-Dalcroze zunächst in den Lehrerbildungsanstalten ein. Dort haben wir Fachlehrer und sind also die Schwierigkeiten am geringsten. Während der Seminarzeit wird nun der Seminarist mit der Methode bekannt gemacht und darin unterrichtet. Wenn der so ausgebildete junge Lehrer seine Lehrtätigkeit antritt, ist er imstande, die neue Methode selbst in die Volkschule einzuführen. Für die ersten drei Schuljahre sind im Lehrplan für das Turnen Spiele vorgeschrieben. Hier kann also die rhythmische Gymnastik einsetzen. Daneben werden im Gesangunterricht Lieder nach dem Gehör eingeübt. Vom 4. vielleicht auch schon vom 3. Schuljahr an wird mit dem Singen nach Noten begonnen. (Natürlich hört das Liedersingen nach dem Gehör nicht auf.) Wird nun während der 6 Schuljahre der Mittel- und Oberstufe immer im Turnunterricht auch rhythmische Gymnastik getrieben, und verfährt man dazu im Gesangunterricht nach der neuen Methode, so müssen nach der üblichen neunjährigen Schulzeit ganz grossartige Resultate erzielt werden können. Da möchte man am liebsten selber wieder zur Schule gehen, um solchen Musikunterricht zu geniessen. Dies mein Zukunftstraum! Ob und wie bald er zur Wirklichkeit wird?

M. S.

Auf den Spuren grosser Männer.

E. G.

Schluss.

Wer sich viel mit Goethe und Schiller beschäftigt hat, wer diesen beiden grossen und einzigen Menschen die schönsten Stunden geistiger Erhebung verdankt, den beschleicht ein eigentümliches, beinahe religiöses Gefühl, wenn er die Stätten betritt, wo ihr Fuss gewandelt, die Orte sieht, die ihr Auge geschaut, die ihr Geist belebt und für immer geweiht hat. Am stärksten ergriff mich dieses Gefühl tiefer, dankbarer Andacht im grossherzoglichen Park und — im Schillerhaus.

Der Grossherzogliche Park ist eine Schöpfung Karl Augusts, Goethes und des Herzogs von Dessau. Unter mächtigen, grünen Wipfeln einherwandernd, von Zeit zu Zeit das schwarzblinkende, ruhige Wasser der Ilm begegnend, kann man sich ganz der Stimmung hingeben, die die Erinnerung an die grosse Weimarerzeit wachruft. Kein Eintrittsgeld mahnt uns daran, dass wir eine Stätte betreten, deren Bedeutung der Vergangenheit angehört, und deren einstiger Glanz

jetzt ausgebeutet wird. Kein lästiger Führer weist uns den Weg und betet seine Sprüchlein herunter. Wir sind völlig uns selbst überlassen und können nach Gutdünken in dem weiten, grünen Labyrinth umherirren. Ganz zufällig finden wir die im Reisehandbuch vermerkten Sehenswürdigkeiten. Dort winkt uns aus dunklem Gezweig eine weisse Statue entgegen. Es ist Shakespeare, dessen Marmorbild sich von dem Grau einer grossen, künstlichen Ruine im Hintergrund leuchtend abhebt. Weiterwandelnd treffen wir die in gotischem Stil gebaute Klause, die 1778 unter Goethes Leitung zum Namenstage der Herzogin Luise in drei Tagen erstellt wurde, was das Merkwürdigste daran ist, denn sie sieht durchaus solid und festgegründet aus. Das liebste Bauwerk im ganzen Park war mir, trotz oder vielleicht wegen seiner kunstlosen Schlichtheit, Goethes Gartenhaus, umgeben von Bäumen und Sträuchern, die des Dichters Hand selbst gepflanzt hat.

Übermütig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein froher Mut beschert.
Schlanker Bäume grüner Flor.
Selbstgepflanzter, wuchs empor.
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

Mit diesen sinnigen Worten hat Goethe selber die bescheidene Wohnstätte charakterisiert, in der er sieben Sommer seines Lebens von 1776—83, zubrachte. Es war dies eine bedeutungsvolle Zeit für seine innere Entwicklung, und der Schutzgeist dieses Wachstums war Charlotte v. Stein. In dieser Periode seines Lebens hat Goethe, wie sein Biograph Richard M. Meyer sagt, an Charlottens Hand den grossen Weg zurückgelegt, der vom „Prometheus“ zu den „Grenzen der Menschheit“, vom zügellosen Aufbüumen zum wohltätigen Selbstbescheiden führt.“

In der Nähe des Häuschens, im selbstgeschaffenen Garten, finden wir denn auch das schöne Denkmal, das Goethe seinem Liebesglücke gesetzt hat. Die halbrunde, steinerne Ruhebank unter lauschigen Bäumen wird überragt von einer Steintafel mit den Versen:

„Hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: „Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge:
Denkmal bleibe des Glücks! ruf ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küsst.“

Mit tiefer Bewegung las ich dieses Zeugnis eines herrlichen Glücks, das so stark empfunden, so beseligend und doch so vergänglich war. Sieben Jahre später ist zwischen Goethe und Frau v. Stein alles fremd geworden, das festeste, segensreichste Liebesverhältnis Goethes endet mit einer schrillen Dissonanz.

Doch nun hinein, ins kleine Gartenhaus! Die denkbar einfachsten Räume mit der denkbar einfachsten Ausstattung haben dem Herrn Legationsrat und Freund des Grossherzogs von Weimar beherbergt. Die Schönheit fand er draussen im herrlichen Park, den er von seinen Fenstern aus überblicken konnte, und drinnen in der von schönen Gestalten erfüllten Seele. Kein kleinlicher und weichlicher Luxus hat hier die wahre, grosse Kunst verdrängt oder erstickt. Bald sind die kleinen Stuben durchwandert, die unentstellt von Sammlungen, so erhalten und eingerichtet sind, wie Goethe sie bewohnte.

Draussen im Park, dicht an der Peripherie, liegt noch ein anderes Bauwerk, das an Goethe erinnert: Das einfache römische Haus, Karl Augsts und Goethes Lieblingsaufenthalt. Am Fuss einer Felsentreppe lesen wir folgende Distichen:

„Die Ihr Felsen und Bäume bewohnet, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrte.
Schaffet dem Traurigen Mut, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, dass ihm begegne sein Glück.
Denn Euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten,
Jedem, der Euch vertraut, hülfreich und tröstlich zu sein.“

Nichts könnte zum Abschied aus dem Weimarer Park einen wohltuenderen Eindruck auf uns machen, als diese Verse Goethes, die der Ausdruck sind eines gütigen, menschenfreundlichen Sinnes. So verliess ich denn friedlichen, freudigen Herzens die Stätte der heitern Erholung, um das Goethehaus in Weimar aufzusuchen.

Das Haus, das Goethe von 1782—1832, also ein halbes Jahrhundert lang bewohnt hat, ist ein langes, einstöckiges, stattliches Gebäude. Nach dem Tode des letzten Enkels des Dichters, Walther v. Goethe, ist das Haus laut Vermächtnis Staatseigentum geworden und als Goethe-National-Museum allgemein zugänglich. Die Räume sind fast unverändert geblieben. In den grossen Zimmern gegen die Strasse hatte der Dichter seine reichen Sammlungen untergebracht, die seither noch durch Geschenke, meist Andenken an Goethe, vermehrt worden sind. Für den Besucher würde es interessanter sein, wenn er ein treueres Abbild der Vergangenheit finden würde, d. h. er möchte die Aufstapelung aller möglichen an sich ja ganz interessanter Gegenstände gerne missen und nur das sehen, was des Dichters Hand selber hier gesammelt und geordnet hat. Welche Fülle von Dingen aller Art hat Goethe da zusammengetragen! Man muss staunen über die mannigfachen Interessen, die dieser universelle Geist hatte. Ihm war in Wahrheit nichts fremd. Was Natur und Kunst hervorbringen, griechischen Statuen, Gemälde, Zeichnungen, Büsten, Münzen, Majoliken, Mineralien, physikalische Apparate, verschiedene Holzarten, alles, alles hat er des Studiums wert gefunden.

Gegen den Garten hin liegen sein Arbeits- und sein Schlafzimmer, ersteres schlicht und schmucklos, nur mit dem Notwendigsten versehen. Klein und finster ist das daneben liegende Schlafgemach, so dass man seine letzten Worte „Mehr Licht“ auch ohne symbolische Deutung versteht. Neben dem einfachen Bett steht noch jetzt der Lehnstuhl, in dem er gestorben ist.

Den grössten Eindruck empfing ich in diesem Hause durch zwei Kunstwerke, die in einem sonst leeren Zimmer des Dachstockes, wo August v. Goethe

gewohnt hat, aufbewahrt sind. Die eine Wand dieses Zimmer wird eingenommen von dem grossen Ölgemälde Fleischers, Goethes Sterben darstellend. Reproduktionen dieser Bildes sind bekannt: Im Lehnstuhl Goethe mit gequälten und doch noch erhabenen Gesichtszügen, auf den ein heller Lichtstrahl fällt; das Haupt in seinen Schoss geborgen, die weinende Ottilie, des Dichters Schwieger-tochter und Liebling. Die Reproduktionen haben mir nie einen grossen Eindruck gemacht, das Original wirkt erschütternd. Ergreifend ist auch Rauchs Büste, die diesem Gemälde gegenübersteht: Goethe bei der Betrachtung von Schillers Schädel, ergreifender beinahe noch die darunter stehenden demütigen Worte des Betrachters:

„Geheim Gefäss, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, Dich in der Hand zu halten.“

So habe ich den zwei Goethehäuser gesehen, habe die kleine Stube in Frankfurt betreten, wo der grosse Genius zur Welt kam, und das kleine Kämmchen, wo er den letzten Kampf kämpfte. Und ich habe den Grossen noch weiter begleitet, zu seinem Grabe.

In einem wundervollen Gräbergarten liegt die weimarerische Fürstengruft unter einer protestantischen und einer russischen Kapelle. Dort hinunter geleitete uns ein greiser Führer, der dem ernsten Orte nichts von seiner Weihe nahm. In dem grossen, unterirdischen Raum steht Sarg an Sarg, die Fürsten und Fürstinnen Weimars bergend. Doch gleichgültig gleitet unser Auge über die grossen Katafalte hinweg und sucht nur zwei heraus, die das ganze fürstliche Gewölbe adeln.

Ganz vorn, nur durch einen Zwischenraum von ihren adeligen Grabge-nossen getrennt, ruhen die beiden Dichterfürsten dicht nebeneinander. Leise öffnet der Führer zwei Kästchen, die auf den Sargdeckeln liegen, und zeigt uns darin zwei schimmernde Lorbeerkränze. Goethe hat einen goldenen, Schiller einen silbernen Kranz zu Häupten, beide gespendet von deutschen Frauenvereinen. Nach kurzem andächtigem Verweilen verliess ich die kühle, dunkle Gruft und durchwanderte den schönen Friedhof, in dem ein vornehmes Grab ans andere sich reiht. An einem stand ich tief ergriffen still. Mein Blick fiel auf den Namen: „Charlotte v. Stein, geb. v. Schardt.“

Nun ging's ins stille, schlichte Schillerhaus. Dort wimmelte es nicht von Besuchern, da nichts zu sehen ist, als ein paar einfache Stuben. Keine reichen Sammlungen gibt es da zu bewundern. Schiller hatte nicht die Mittel, Natur- und Kunstprodukte aus aller Welt bei sich aufzustapeln, er fühlte auch nicht die Neigung dazu. Seine Welt war viel mehr losgelöst von den irdischen Daseinsformen, als die Goethes. Ihm genügten die einfachen Räume, die nichts enthielten, als was des Lebens Notdurft erforderte. Den Gipfel der Bedürfnislosigkeit repräsentiert sein Schlafgemach, ein schmales Kämmchen mit schrägem Dach und einem winzigen Fenster, schlechter als heute manches Dienstbotenzimmer. Man scheint damals wenig von Schlafzimmerhygiene gewusst zu haben, denn auch im Goethehaus stand das Lager des Dichters im schlechtesten Raume. Schillers Bett befindet sich heute in seinem Arbeitszimmer, da man ihn wenige Tage vor seinem Tode in diesen luftigeren Raum brachte, was der Besucher lebhaft billigt.

Wie schon gesagt, wird man im Schillerhaus wenig vom Publikum belästigt. Auch die Führerin verlor nicht viel Worte, da wenig zu zeigen und

zu erklären ist. Still ergriffen durchschritt ich die schmucklosen, kleinen Räume, die den grossen Erdengast beherbergten hatten, der von sich das kühne Wort gesprochen:

„Mich hält kein Band, mich fesselt kein Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermesslich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.“

Doch nicht nur die wirklichen Wohnräume der Dichter sind in Weimar der Besichtigung wert. Jeder der Grossen hat gleichsam eine ideale Wohnstätte gefunden, und zwar im grossherzoglichen Schloss. Dort gibt es, gestiftet von der Grossherzogin Maria Paulowna, ein Goethezimmer, ein Schiller-, Wieland- und Herderzimmer. Jedes ist mit einer Büste des Gefeierten und mit Fresken, Szenen aus ihren Werken darstellend, geschmückt. In keinem decken sich die Bilder mit dem Dargestellten so gut, wie im Wielandzimmer. Hier haben Preller und Simon den Oberon meisterhaft illustriert. Die leichte Muse Wielands verträgt die Mithilfe des Malers am besten. Goethes und Schillers Gestalten, im Bilde verkörpert, vermögen die Idealvorstellung, die man sich von ihnen macht, nicht zu erreichen. Am besten entsprachen meiner Erwartung die Brunnenszene in „Hermann und Dorothea“ und der Abschied zwischen Egmont und Oranien. Überhaupt sind die Goetheschen Helden besser gelungen, als die Schillerschen, die in ihrer Idealität sich wohl am meisten gegen eine konkrete, sinnliche Gestaltung sträuben.

Nicht gerade begeistert verliess ich das glänzende Parkett des fürstlichen Schlosses, um noch eine Stätte aufzusuchen, die eine Menge von Andenken an die grosse Weimarerzeit enthält, die grossherzogliche Bibliothek. Da sind Büsten und Bilder aller grossen Männer und Frauen, die in Ilm Athen gelebt oder damit in Beziehung gestanden haben. Hier findet man auch die berühmte Gipsbüste Napoleons, die von einem Weimarer Künstler nach der Schlacht bei Jena gefertigt worden ist. Sie befriedigte den Kaiser so sehr, dass er sie in Marmor gehauen wünschte, was aber nie zur Ausführung kam. Das Wertvollste und Interessanteste der ganzen Sammlung waren für mich die Schillerbüste von Dannecker, die Trippelsche Büste von Goethe-Apollo und die Kolossalbüsten der beiden Dichter von Rauch und Dannecker. Wie lebendig und vergeistigt die Goethe-Apollobüste und die Danneckersche Büste in dem feinen weissen Marmor aussehen, davon geben uns die Photographien keinen Begriff. Einen gewaltigen Eindruck machen die Kolossalbüsten der beiden Dichter, und dieser Eindruck wird vertieft durch die Verse, die unter jeder eingegraben sind.

Unter der Büste Goethe-Zeus, die das machtvoll Göttliche des Genius verkörpert, lesen wir die Schillerschen Worte:

„Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und die Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Los, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfen bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.“

Goethes Widmung an seinen Freund ist dem Epilog zu Schillers Glocke entnommen. Es sind die bekannten schönen Worte :

„Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

So tritt uns bei der Betrachtung dieser zwei Büsten und ihrer Inschriften das schönste aller Freundschaftsbündnisse aufs Lebendigste entgegen.

Hier ist kein Künstlerneid. Rein und gross, wie ihre Bildnisse, stehen die Freunde nebeneinander, jeder neidlos das Grosse und Eigentümliche in dem andern erkennend und sich darüber freuend, der ganzen Menschheit ein Vorbild herrlichster Freundschaft.

So stehen sie auch vor dem Weimarertheater, Seite an Seite, auf hohem Postament. Schiller, wie immer, aufwärts blickend, in schreitender Haltung, als wolle er jeden Augenblick dem Irdischen entschweben ins Reich der ewigen Ideen. Goethe neben ihm, fest auf der Erde stehend, deren herrlicher, bewundernder Sohn er ist, die Hand, wie ein älterer Bruder auf seines Gefährten Schulter legend, als wollte er ihn mahnen: „Bleibe bei uns!“ Wundervoll hat Rietschl mit dieser Doppelstatue die beiden verschiedenen Individualitäten kontrastiert und doch harmonisch vereinigt.

Ich übergehe die andern Standbilder Weimars, um an den Ort zu eilen, der mich beinahe so sehr lockte, wie Weimar: Ilmenau.

Schon auf der Schulbank des Seminars machte der wohlklingende Name Eindruck auf mich und mehr noch die wohlklingenden Verse Goethes, die er diesem seinem Lieblingsaufenthalt in den Thüringerwäldern widmete.

„Anmutig Tal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste.
Entfaltet mir die schwerbehangnen Äste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg, an deinen Fuss zurücke!
O lass mich heut' an deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:
Ich sorge still, indes ihr ruhig grünet.

Lasst mich vergessen, dass auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdenfesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,

Der Knappe karges Brot in Klüften sucht,
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft getan,
Als fing' ich heut ein neues Leben an.

Ihr seid mir hold, ihr gönnst mir diese Träume,
Sie schmeicheln mir und locken alte Reime.
Mir wieder selbst, von allen Menschen fern,
Wie bad' ich mich in euren Düften gern!
Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder,
Melodisch eilt der Wasserfall hernieder.
Die Wolke sinkt, der Nebel drückt ins Tal,
Und es ist Nacht und Dämmerung auf einmal.

3. Sept. 1783.

Diese Gegend, in der Goethe so oft sich erquickt und erfrischt hat in Waldesrauschen und freier Bergluft, musste ich sehen. Auch das kleine Bretterhäuschen auf dem Gickelhahn lockte mich an, und ich opferte dem Thüringischen Waldstädtchen die Universitätsstadt Jena. Beide konnte ich nicht besuchen aus Mangel an Zeit. Auf einer Seitenbahnlinie fuhr ich hinein in die Thüringische Hügellandschaft, passierte, nebenbei gesagt, auch Orte, die der Schauplatz Marlittscher Romane sind, und landete gegen Abend an der Endstation der Bahn, Ilmenau. Die Lage des Städtchens ist recht hübsch, doch machte erst die Gickelhahnbesteigung Eindruck auf mich. Dieser „erhabne Berg“, wie Goethe ihn nennt, ist ein Hügel in der Höhe des Gurten. Was ihm aber seinen Reiz gibt, das sind die unvergleichlichen Tannenwaldungen, die man vom Fusse bis zum Gipfel durchwandert. Hohe, schlanke, edle Stämme, sorgfältig gepflanzt und gepflegt, stehen wie Säulen rechts und links am Wege. Unser Blick verliert sich in ein dunkles Säulenmeer, und wenn wir einen freien Ausblick gewinnen, dann schweift unser Auge über eine unübersehbare Fläche von grünen, dunklen Wipfeln. Ich glaubte zum erstenmal einen Tannenwald zu sehen. Auf dem höchsten Punkte des Berges steht ein hoher Aussichtsturm. Ich bestieg ihn nicht, da die Fernsicht des trüben Wetters wegen nicht grossartig sein konnte. Deshalb begab ich mich eiligst zu dem kleinen Bretterhäuschen, vor dem Goethe im goldenen Abendschein gesessen hatte, bis Dämmerung sich auf Berg und Tal senkte, und er in heiliger Abendstimmung die schönen Verse dichtete :

„Über allen Gipfeln ist Ruh“ usw.

Jetzt, als ich oben weilte, war es leider keine feierliche Sommerabendstunde, sondern ein etwas nebliger, regnerischer Herbstmorgen, und die Wipfel waren gar nicht ruhig, sondern rauschten und ächzten im Winde und sahen recht zerzaust aus. So war denn meine Andacht da oben eine recht kurze und kühle, und ich eilte mit schnellen Schritten zu Tal. Unterwegs hielt ich Einkehr im Gabelbachhäuschen, einem kleinen Forsthause, das gespickt ist mit Erinnerungen an grosse Männer, wie Bismarck, Karl August, Goethe, Scheffel usw., die alle hier Rast gehalten haben. Ich habe mir nur den einen Spruch Scheffels gemerkt, den er am 4. Oktober 1882 am Hohentwil gedichtet hatte, und der hier ein heiteres Wanderbild kommentiert :

„Mag lauern, mag trauern,
Wer will, hinter Mauern:
Ich fahr' in die Welt.

Unten in Ilmenau logierte ich im Gasthaus zum Löwen, in dem Goethe öfters wohnte, und das eine Tafel trägt mit der Aufschrift: „Hier verbrachte Goethe seinen letzten Geburtstag am 28. August 1832.“ Das Zimmer, das ihn beherbergte, wird jetzt als Fremdenzimmer vermietet, und da die haute saison vorüber war und das Gasthaus ziemlich leer stand, hätte ich mir den Spass erlauben können, innerhalb der vier Wände eine Nacht zuzubringen, die einst Goethe umschlossen. Allein die Sache kam mir zu kindisch vor, und ich begnügte mich, mir die grosse, geräumige Stube zeigen zu lassen. — So bin ich Goethes Spuren getreulich gefolgt, von der Wiege bis zum Grab und bis hinauf zum Gickelhahn.

Mit Ilmenau schloss ich meine literarische Ferienreise ab. Es gibt schönere Gegenden als Thüringen, interessantere Orte als Weimar, Orte, die ungleich reicher an Kunstschatzen sind, als das kleine Ilm Athen. Aber es gibt kaum eine Stätte, wo uns der Hauch wahren, edlen Menschentums so warm umweht, wo uns das in den beiden grossen und guten Genien der Menschheit verkörperte Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts so nahe tritt, als Weimar.

Mitteilungen und Nachrichten.

Finanzielle Stellung der Lehrerinnen. Die Besoldungsbewegungen der Lehrerschaft sind überall an der Tagesordnung, und da fängt es auch in Lehrerinnenkreisen an sich zu regen. Mehr als je empfinden es die Lehrerinnen als Härte und Ungerechtigkeit, dass ihre Arbeit schlechter bezahlt ist, als die der Lehrer, und wenn bei einer Besoldungsaufbesserung die Differenz der Besoldung zwischen männlichen und weiblichen Lehrkräften nicht kleiner, sondern noch grösser zu werden droht, dann gibt es da und dort mutige Pionierinnen, die sich den Weg zu den Behörden zu bahnen wissen und sich ihr Recht erkämpfen. So haben die St. Galler Lehrerinnen im Oktober einen schönen Sieg errungen, und in Burgdorf wurde von unseren wackern Kolleginnen durch erfolgreiches Petitionieren eine für Lehrer und Lehrerinnen gleich grosse Besoldungserhöhung erzielt. Der ursprüngliche Unterschied ist ja ohnehin an vielen Orten noch empörend gross. In Rorschach wurde durch ein neues Besoldungsgesetz zwischen der Maximalbesoldung von Primarlehrer und Primarlehrerin eine Differenz von 1000 Franken geschaffen. So was wird blass übertroffen von der städtischen Mädchensekundarschule in Bern, wo der Unterschied 1400 Fr. beträgt.

Es ist deshalb höchste Zeit für den Lehrerinnenverein, sein Augenmerk auf diese Frage zu lenken. Denn nie und nimmer sollten wir es zulassen, dass zwischen der Besoldung eines Lehrers und einer Lehrerin ein anderes Verhältnis eintritt, als das von 4:5. Wir hoffen, dass in der kommenden Besoldungserhöhung der bernischen Lehrerschaft durch den Staat die Behörden und der Lehrerverein die Interessen der Lehrerinnen schützen werden. Sonst heisst es treu zusammenhalten und für unser gutes Recht kämpfen, wie die St. Galler und die Burgdorfer Kolleginnen.

E. G.

(Eingesandt.) Allen skizzierenden Kolleginnen und denen, die Lust zu diesem den Unterricht belebenden Teil des Zeichnens verspüren, seien die soeben erschienenen zwei neuen Heftchen von J. Billeters: „Illustrationen zu Lese-Stücken“ (Heft 9 und 10) warm empfohlen. Es sind zwar Illustrationen zu den